

Einige Bemerkungen zur praktischen Denkmalpflege

Autor(en): **Fiechter, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art**

Band (Jahr): **31 (1944)**

Heft 10

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-25041>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE PFLEGE UNSERER KUNSTDENKMÄLER

Die Kunstdenkmäler zu erfassen und zu pflegen gehört mit zu den verpflichtenden geistigen und künstlerischen Aufgaben einer jeden Zeit. Art und Umfang dieser Pflege zeugen von unserer Beziehung zum Schaffen früherer Generationen und beweisen, ob wir dafür Achtung und Verständnis oder Gleichgültigkeit hegen. Die schweizerische Denkmalpflege sieht sich vor große Aufgaben gestellt, die zur glücklichen Durchführung der Unterstützung durch die Behörden, Verbände und Bevölkerung bedürfen.

Wir verweisen bei dieser Gelegenheit auf die gegenwärtig im Kunstgewerbemuseum Basel stattfindende Ausstellung «Bau- und Kunstdenkmäler der Schweiz – Ihre Erfassung und Pflege». Die Redaktion

Einige Bemerkungen zur praktischen Denkmalpflege

Von Ernst Fiechter

Die folgenden Zeilen haben den Zweck, einige praktische Erfahrungen mitzuteilen, die dem Verfasser in langjähriger Tätigkeit bei der «Denkmalpflege» in Württemberg sich ergeben haben. Es besteht also nicht die Absicht, «Denkmalpflege», wie wir kurz sagen, nach allen Seiten zu betrachten, auch nicht, die Summe der vielen Aufgaben, die dazu gehören, aufzuzählen, nicht von ihrer Organisation und der praktisch wissenschaftlichen Arbeit oder vom Schrifttum zu berichten.

Den wichtigsten Raum im weiten Aufgabenkomplex nimmt die Pflege der Baudenkmäler ein. Sie haben für das Bild der Städte und Orte und weithin in der Landschaft sowohl künstlerisch wie geschichtlich meist eine allerlebensbedeutendste Bedeutung. Und die wichtigsten unter ihnen sind die kirchlichen Bauten, Zeugen einer alten Kultur und zugleich heute noch wirksam im Mittelpunkt der geistigen Erziehung. Vermitteln sie doch für die Umwohner einen Eindruck vom Wesen eines Ortes, weil sie ihm sein Gepräge geben. Was wäre Genf ohne St-Pierre, was Basel, Bern und Zürich ohne ihre Münster! Fast jedem größeren Orte geben eines oder mehrere Baudenkmäler sein Gesicht, das nur ihm eigen ist und ihn zu einer Individualität macht.

Wohl hat man das immer erkannt. Wie war es jedoch mit der Ehrfurcht vor dem Einmaligen, vor der Eigenart eines solchen Baudenkmalbestandes bestellt? – Was meinen wir mit dieser Frage? War die Pflege unsachgemäß? Sicher oft aus Unwissenheit! Heute gilt in der Denkmalpflege als ein Erstes, die verantwortlichen Inhaber oder Verwalter solcher bedeutsamen Bauten nachdrücklich auf den kulturellen Wert ihres Besitzes aufmerksam zu machen. Man wird aber die Qualität, die geschichtliche Bedeutung, die ästhetische Erscheinung richtig einzustufen wissen. Was in zahlreichen Schöpfungen wiederkehrt, kann unter Umständen anders behandelt werden als das *Einmalige*. Auf dieses wird besonders zu

achten sein, sein Bestand und Charakter wären weitgehend zu erhalten (wie in dieser Hinsicht z. B. die völlige Erneuerung der Tellskapelle im vorigen Jahrhundert zu beurteilen ist, mag sich der Leser selbst sagen!). Je hervorragender ein Denkmal ist, um so wichtiger ist es, dafür auch die rechten Mittel anzuwenden, in Material und Farbe, im Maßstab und in der Gestaltung der Umgebung, damit seine *Eigenart* erhalten bleibt und zur Geltung kommen kann.

Allein es gibt keine allgemeine Regel für Denkmalpflege. Wie die Werke Schöpfungen verschiedener Zeiten und Menschen sind, so bedürfen sie auch einer individuellen Behandlung. Doch *eine* wichtigste Anweisung darf ausgesprochen werden: Ernsthaftigkeit der denkmalpflegerischen Betreuung darf nur Menschen anvertraut werden, die selbst künstlerisch veranlagt sind. Das ist das A und O! Der Denkmalpfleger muß vor allem das Organ des künstlerisch Schaffenden für das Echte besitzen, den Sinn für das Einmalige und das Besondere, für das, was den Wert eines Denkmals ausmacht. Dabei ist allerdings vorauszusetzen, daß er auch Kenntnis von der Geschichte seines Ortes oder Landes hat. Die technische Erfahrung kann ein anderer beisteuern. Denn technische Erfahrung und technisches Können genügen nicht für den Denkmalpfleger. Nicht der durch Studium wissende Architekt, nicht der irgendwie kunstwissenschaftlich Gebildete ist an sich berufen zur Denkmalpflege – er ist es nur dann, wenn er zugleich ein *künstlerisch schöpferischer* Mensch ist. Selbst der praktische Handwerker, wenn er ein künstlerischer Mensch ist und sofern er die nötige Einsicht hat, für die Voraussetzungen, die ihm fehlen, sich Hilfe heranzuholen, ist der bessere Denkmalpfleger als ein theoretisch Geschulter ohne jene innerste heiligste Schöpferkraft.

Und noch eine Grundeigenschaft müssen alle haben: Ehrfurcht vor dem geschaffenen Werk und die Uneigen-



manische Kirche Oberlenningen (Württbg.) aus dem 10./11. Jahrh. Zustand vor der Restauration: Gipsdecke, Hochwandfenster, Kunststeinplatten
 Abb. aus: St. Martin Oberlenningen, Untersuchungen und Erneuerungsarbeiten, herausgegeben von E. Fiechter, September 1934

nützigkeit, ihm zu dienen. Jedes ist «Ur-kunde», gar nicht etwa nur «Kunstwerk». Es gilt, mit der Denkmalpflegearbeit sich einzufügen, auch unterzuordnen; es soll ja die *Würde des Alters*, nicht nur die Erscheinung des Werkes erhalten bleiben und mitwirken.

Und noch ein Drittes: Wer keine Zeit hat, hat auch kein Recht, über die Zeiten hinleuchtende und von alten Zeiten erzählende Kunstleistungen zu behandeln. Es braucht viel Zeit, alle Einzelheiten zu studieren, ihrer Bedeutung nachzugehen, zu prüfen, worin der besondere Reiz gerade dieser oder jener Form, Oberflächenbehandlung, Farbgebung besteht oder welchen Grund irgend eine technische Eigenart hat. Man kommt dabei oft auf wichtige geschichtliche Zusammenhänge. «Wer keine Zeit hat, hat auch keine Ewigkeit», sagt ein altes Sprichwort. Vielleicht ist die Forderung, viel Zeit zu haben, heute für die Denkmalpflege die kritischste, weil heute Zeit nicht ein Stück Ewigkeit, sondern ein Stück Geld ist. Denn der Denkmalpfleger darf nicht mit der üblichen Zeitentschädigung rechnen, wenn er ein wirklicher Pfleger sein will, so wenig ein Liebender die Stunden zählt, die er dem geliebten Wesen widmet. Hingebende Geduld und größte Sorgfalt für die gestellte Aufgabe ist ein wichtigstes Gesetz. Alles dies fassen wir zusammen in dem Worte *Pietät*, das vom lateinischen

pietas, Frömmigkeit, kommt. Behörden und Private müssen sich also bewußt sein, daß eine richtige Denkmalpflege die weiten Gebiete künstlerischen Schaffens, geschichtlichen Wissens, technischer Erfahrung und auch rechtlich-wirtschaftlicher Beurteilung umfaßt.

Für die praktische Arbeit selbst ist eine reiche Erfahrung, wie überall, wertvoll. Und davon möge noch Einiges mitgeteilt werden: Da jedes Bauwerk in gewissem Sinn ein Individuum ist, kann eine Maßnahme, die bei dem einen richtig ist, bei einem andern unrichtig sein. Aus solchen Fällen resultiert in Laienkreisen der Denkmalpflege gegenüber oft ein mindestens zweifelhaftes Vertrauen. Man versteht die verschiedenen Anschauungen bei Wiederherstellungsarbeiten nicht. Und diese Haltung ist sogar oft berechtigt, weil ja innerhalb der Denkmalpfleger die Meinungen in *einer* Frage weit auseinandergehen, auch wenn sie sonst in allen andern Dingen völlig übereinstimmen. Es ist die Frage, die bei größeren Wiederherstellungsarbeiten auftaucht: Soll getreu dem Alten kopiert oder darf ihm Neues an- und eingefügt werden? Muß z. B. ein gotisches Rathaus gotisch umgebaut werden oder darf es einen Anbau erfahren, der mit Gotik nichts zu tun hat? Im allgemeinen waren unsere Vorfahren im letzten Jahrhundert für sogenannten «stilechten Ausbau», während die Geschichte



Kirche Oberlenningen Zustand nach der Restauration: neue Holzdecke, frei gelegte romanische Hochwandfenster, Backsteinfußboden, niedere Kanzel elektrische Beleuchtung

das Gegenteil lehrt. Heute sagen wir: Auch hier kann nur von Fall zu Fall geprüft und geurteilt werden. Gewiß ist nicht zu bestreiten, daß stielechte Nachbildungen oft eine Unwahrheit bedeuten; dennoch sind sie nicht unbesehen abzulehnen. Wo z. B. innerhalb eines größeren Zusammenhangs lediglich rein architektonische Einzelformen zu erneuern sind, wird es meist richtig sein, sich der Umgebung anzupassen. Wenn aber ein Gebäudetrakt oder größere Teile ganz zu erneuern oder völlig neu herzustellen sind, wird eine Kopie nach alten Vorbildern schon fragwürdig. Sie aber ist unter Umständen trotzdem berechtigt, wo es sich um die Erhaltung eines ganz besonders eigenartigen Bildes handelt. Das kann durch eine Kopie bewerkstelligt werden, wenn die Einzelheiten lediglich baulicher Art sind und ihre technische Durchführung ohne wesentliche künstlerische Einzelformen möglich ist, wie z. B. die Bekrönung eines alten Stadtttores, die vielleicht vor fünfzig bis achtzig Jahren in einer unsachlichen und unkünstlerischen Art umgestaltet wurde und nun im alten Sinn nach altem Vorbild wieder hergestellt wird.

Man mag aus diesen wenigen Andeutungen schon erkennen – es gibt *kein* äußeres Gesetz, nach dem zu erneuern oder zu ergänzen und zu erhalten ist, als nur dasjenige: sorgfältig *alle* Umstände, *alle* Möglichkeiten

zu prüfen und sie zuletzt so gut, als es eben in der Fähigkeit dessen, der die Leitung hat, liegt, *künstlerisch* zu gestalten. Das ist in unserem Lande leider nicht immer das höchste Ziel. Man hört oft das Wort: «Wir sind in der Schweiz zur Qualitätsarbeit *verurteilt*», und meint dies recht intensiv im Sinne einer Materialqualität. «Wenn man schon etwas macht, so macht man es gerade recht», auch das bezieht sich immer auf die technische Qualität. Alle aber, die sich zu den Grundsätzen bekennen, die im «Werk» vertreten werden, wissen um das Rechte. Es gehört mehr dazu als gute technische Ausführung, es gehört dazu das *Einfühlungsvermögen*, das ingenium, von dem der Ingenieur seinen Berufsnamen hat. Der Dipl. ing., sei er Architekt oder Bauingenieur, muß es in sich haben und bewahren; er kann es in sich entwickeln durch eifriges Beobachten und Forschen. Das künstlerische Gestalten jedoch ist ein Geschenk der himmlischen Mächte, das nicht jedem beschieden ist.

Es gibt also kein fertiges Rezept; aber es gibt allerlei praktische Dinge, die aus Erfahrung mitgeteilt werden können. Darüber noch einiges:

Bei allen Teilen eines Baues, die irgendwie mit der Witterung in Berührung stehen, ist das Wichtigste die

Beobachtung der Einflüsse durch das *Wasser*. Die Durchfeuchtung kann von oben und von unten kommen. Als Schutz gegen den Regen ist die Sicherung aller Dächer wichtig und die Wiederherstellung der früher meist vorhandenen großen Dachvorsprünge, die eine Durchnässung der Mauern verhindern. Die Schultheorie der achtziger Jahre hat viele Sünden verschuldet. Man hat fast durchweg die Sparrenenden abgeschnitten; sie waren oft auch faul geworden. Statt neue Aufschieblinge anzubringen, setzte man die Dachrinnen als bekrönende Sima auf die Mauerabschlüsse, strich sie steinfarbig an und glaubte damit ein «stilechtes Steingesims» vorzutäuschen. Das Wasser hatte nun reichliche Gelegenheit, durch undichte Dachanschlüsse oder verrostete Rinnenböden in das Mauerwerk einzudringen – was man immer erst bemerkt, wenn der Schaden schon da ist, der bei der Beschaffenheit mittelalterlicher Gemäuer rasch gefährlich werden kann. Die gute künstlerische Wirkung eines weitausladenden Daches, auch an romanischen Bauten, sieht man am Großmünster in Zürich, die falsche Bildung am Basler Münster (renoviert in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts). Die Schultheorie und auch abweichende Stilwünsche späterer Zeiten haben an den alten Dächern oft Veränderungen vorgenommen, die man auf ihre Brauchbarkeit und ihren Erhaltungszustand (besonders Lagerhölzer, Sparren, Pfetten- und auch Balkenköpfe untersuchen!) prüfen muß. Ein Feind aller Gebälke ist eine dicke Staub- und Schmutzschicht auf den Balken und Dachböden.

Die *Feuchtigkeit* in den untern Mauerteilen, in Sockeln und Fundamenten ist der andere große wäbrige Feind der Bauwerke. Ihm ist schwerer beizukommen als dem Wasser von oben. Alle Verfahren in Form von Anstrichen und äußeren und inneren Verkleidungen, die man anwendet, um der Feuchtigkeit zu wehren, sind mindestens zweifelhaft. Und das allergefährlichste ist, durch die so beliebten Zementanstriche oder Verputze etwas verbessern zu wollen. Das heißt den Teufel mit Beelzebub austreiben. Selbst ein Verfugen alten Bruch- oder Hausteinmauerwerks mit Zement ist unrichtig, jedoch leider sehr beliebt! Man beobachte überall, landauf und -ab, in Straßen und Gassen, wo Zement- oder Kunststeinsockel an Stelle der alten, verwitterten Steinsockel angebracht wurden, wie darüber feuchte Flecken ganze Wolkengemälde erzeugen, wie aber dort, wo die alten, vielleicht nicht mehr sehr ansehnlichen und verwitterten Steinsockel, in Kalkmörtel verfugt, noch erhalten sind, keine feuchten Flecken an den Mauern aufsteigen. Die Maurermeister freilich lieben Zement und Vorsatzbeton. Das sieht sehr schön aus, ist billiger als Haustein; also wird es gemacht! – Nach einigen Jahren hat man nicht nur Schönheitsfehler, sondern feuchte Mauern, denn der Zement verhindert die natürliche Atmung der alten Mauern; er saugt die Feuchtigkeit an, und sie steigt in der Mauer auf. Würde man den Zementsockel erhöhen, dann stiege sie mit; erhöhte man ihn bis zum Dach, d. h. verputzte man ein altes Haus dick mit Zementmörtel, so würde die Feuchtigkeit bis zum Dach hinaufsteigen. Das sieht man besonders gut

an Ställen, wo zur äußeren Feuchtigkeit noch die innere kommt. Das ist vielleicht ein absolutes Gesetz der Bau- und Denkmalpflege: *An alte Mauern kein Zement!* Es gibt gute Kalke – das beste freilich, besonders für Wandputz, ist alter eingesumpfter Kalk.

Nicht nur dieses äußere Anbringen von Zement ist schädlich bei durchfeuchteten Mauern. Auch das Bedecken der anschließenden Böden, z. B. in Kirchen, mit Zement, Beton und Plattenbelag in Zementmörtel kann verheerend wirken. Ein besonders charakteristisches Beispiel kann man in einer der schönsten und bedeutendsten Barockkirchen unseres Landes sehen. Überall da, wo ein übrigens häßlicher und harter (dem vernehmlichen Klappern des heutigen Schuhwerks besonders zuträglicher) Zementplättchenboden an die mächtigen Pfeilersockel im Innern anschließt, sind diese feucht; sie wurden morsch. Vermutlich ist ihr Material Rorschacher Sandstein, der jetzt mit Ölfarbe überstrichen ist. Vor einigen Jahren konnte man den Zustand gut beobachten. Jetzt sind sie auf etwa 30 cm Höhe über dem Boden mit Zementmörtel (!) geflickt. Wo kein Plättchenboden anschließt, sondern die alte Unterlage der barocken Holzbänke oder der alte Sandsteinboden, der in Kalk verlegt ist, da sind die Sockelteile noch gut! Feuchtigkeit im Boden alter Kirchen ist nicht selten: alte Bestattungen! Die Fußböden müssen atmen können wie die Mauern. Und noch ein Geheimnis. Die Feuchtigkeit hat auf die Akustik einen Einfluß. Man kann diese unter Umständen verbessern durch eine richtige Entfeuchtung* und selbstverständlich durch Bodenbeläge ohne Zement, am besten durch Holzböden, soweit dies zulässig ist. Gut ist eine sachgemäße Umwandlung der Bodenunterlage, wofür sich am besten, nach Beseitigung aller alten Bestattungen (die Reste werden in einem Sammelgrab außerhalb der Kirche neu bestattet), eine trockene Lehmschicht eignet, auf der sowohl die Lagerhölzer für die Bänke wie die Steinplatten oder der Ziegelestrich sicher aufruhren.

Die einfachste Entfeuchtung der unteren Teile geschieht durch ansteigend von außen in die Mauern getriebene Bohrlöcher von etwa 3–5 cm Durchmesser nebeneinander im Abstand von ungefähr einem Meter, soweit durchgeführt, als eben Feuchtigkeit auftritt. Selbstverständlich muß der Verputz an der zu entfeuchtenden Wand bis zum Fußboden hinunter außen und innen abgeschlagen werden. Das muß geschehen, bevor die wissenschaftliche Bodenuntersuchung beginnt!

Daß *Bodenuntersuchungen* in alten Kirchen, besonders in Bauten von geschichtlicher Bedeutung, heute allgemeines Interesse finden, weil sie uns über die Vor- und Frühgeschichte des Landes Aufschlüsse geben, braucht kaum mehr gesagt zu werden. Nur muß ein sachverständiger Kenner von Anfang an dabei sein und über die nötige Zeit für die wissenschaftliche Untersuchung

* Heute werden elektrische Einrichtungen zur Bodenentfeuchtung mit Erfolg angewandt.

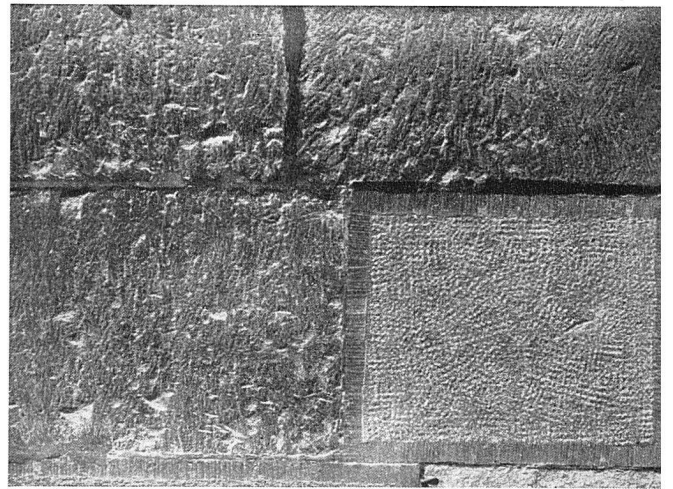
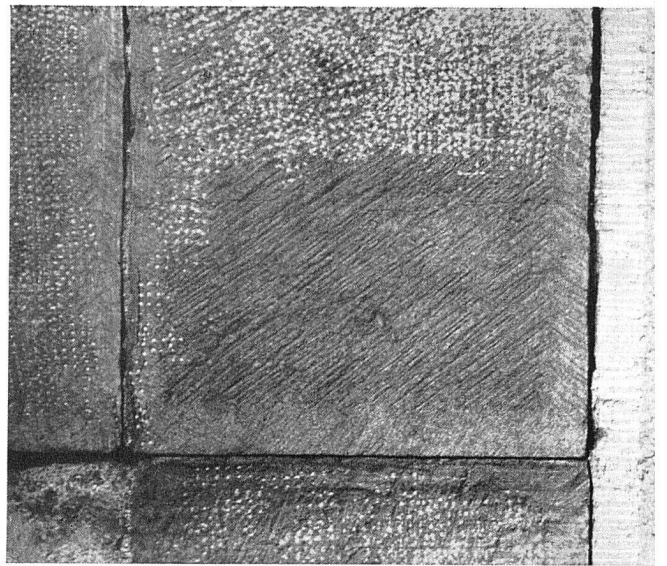
verfügen. Die Grabung in alten Kirchen kann wirtschaftlich entlastet werden, wenn ohnehin Heizkanäle oder Leitungen angelegt werden müssen. Sie dient auch einer eventuellen Entfeuchtung des Raumes.

Besonders schwere Probleme bringen alle Fragen der *Steinbearbeitung* und des *Steinschutzes*. Darüber ist viel geschrieben worden. Ein Denkmalpfleger, der gewissenhaft alles prüft, weiß, welche künstlerischen und historischen Werte in der alten Steinoberfläche unserer mittelalterlichen, aber auch der spätern Bauten, liegen, und er wird alles vermeiden, an ihr zu ändern. Die öffentliche Meinung verlangt «Verschönerung» – und die ist meist gleichbedeutend mit Vernichtung des alten Bestandes. Auch bei diesen Fragen der Oberflächenbehandlung und der Belassung alter Mauerteile, auch wenn sie schon stark verwittert sind, kann nur von Fall zu Fall geurteilt werden. Ein Hilfsmittel, das den alten Bestand beläßt und ihn zugleich schützt, ist der ein- oder mehrmalige Kalkmilchanstrich. Er eignet sich besonders gut für unsere Sandsteinmauern und ist immer wieder leicht zu erneuern. Daß man auf diese Weise verrußte plastische Teile, ohne sie überarbeiten zu müssen, wieder der Farbe des umgebenden Mauerwerks anpassen kann, ist ein weiterer Vorteil. Kalkmilchanstrich ist zugleich Schutzmittel, billiger und besser als die chemischen Fabrikate, und von jedem Maler oder Maurer herzustellen. Es ist in England das beliebteste Schutzmittel. *Hans Hörmann* berichtet in einer Veröffentlichung der bayrischen Staatsverwaltung über Denkmalpflege und Steinschutz in England (München 1928, G. Callwey).

An der Nordseite des Zürcher Großmünsters konnten durch Malermeister Otto Schaerer-Wiesmann, Zürich, unter Leitung von Kantonsbaumeister H. Peter, auf diese Weise einige Partien der Mauer der Überarbeitung, welche an den übrigen Teilen des Münsters schon früher erfolgt war, entzogen werden. Als allgemeine Regel darf wohl gelten: Die neuen Steine, welche in altes Gemäuer eingesetzt werden, sollen im Material möglichst dem alten entsprechen, in der *Oberflächenbehandlung* den alten völlig gleich und auch im Größenmaßstab ihnen angepaßt sein und nur in Kalkmörtel versetzt werden. Eine gewissenhafte Leitung zeigt vielleicht da und dort durch ein kleines Zeichen an, welche wesentlichen Teile durch sie erneuert wurden.

Viele technische Einzelfragen betreffend Steinbehandlung wären noch zu nennen. *Reinigung*: Nie mit Säuren, selten mit Stahlbürste, am besten nur mit der gewöhnlichen Bürste und fließendem Wasser. Sandstrahlgebläse nicht für mittelalterliche Mauern! Die Oberflächenbehandlung mit den Werkzeugen des Steinmetzen ist so vielartig, daß hier am besten auf ein vortreffliches kleines Buch hingewiesen wird, von dem einige Abbildungen hier veröffentlicht werden: *Karl Friedrich*, Die Steinbearbeitung in ihrer Entwicklung vom 11. bis zum

Abb. aus: Die Steinbearbeitung in ihrer Entwicklung vom 11. bis 18. Jahrh. Herausgegeben von K. Friedrich, Augsburg 1932.



Alte Oberflächenbehandlung und neuere Abstockungen am romanisch Chor des Würzburger Doms als Beispiele und Gegenbeispiele

Mit Glattfläche abgearbeitete Quader in der ältern Krypta des Straburger Münsters als Beispiel für romantisches Quaderwerk



18. Jahrhundert. (Augsburg, B. Filser, 1932.) Der *Anstrich* mit Farben: Die alten Münster hatten zahlreichen farbigen Schmuck; besonders Portale waren bunt bemalt. Man kann ihn gerade mit der Freskotechnik der Kalkmilchtrüchung trefflich verbinden. Ölfarbenanstrich oder nur Leinöltrünkung (bei deutschen Münster oft versucht) ist nur zu empfehlen, wenn das Mauerwerk porös genug ist und wenn es *absolut* trocken ist. Er eignet sich also nicht bei sehr harten Steinarten. Die verschiedenen Arten von *Bruchstein* und *Quadermauerwerk* wollen erst recht von Fall zu Fall beurteilt und verschieden behandelt werden. Bei uns ist die Schönheit richtig verfügter Mauern noch nicht überall erkannt. Und vom *Wandputz* ist hier nur zu sagen: Man vermeide an alten Bauten jeglichen modernen Edelputz, so vortrefflich diese auch sind, aber auch alle Spielereien.

Im übrigen hat unsere Zeit endlich wieder mehr Gefühl für Materialechtheit und richtige Materialbehandlung. Und auch ein Gefühl dafür, daß man Neues nicht künstlich alt macht, selbst im Einfügen in alte Bauten. Eine neue Holzdecke darf neu sein; das Holz bekommt von selbst die schöne Farbe im Nachdunkeln. Auch dem Material muß man Zeit lassen.

Noch auf einige andere Einzelheiten darf hingewiesen werden, die ohne vermehrten Kostenaufwand richtig gelöst werden können, aber oft falsch gemacht werden. Es empfiehlt sich, alle elektrischen Leitungen in den Kirchen unter Putz zu legen, und zwar so, daß man sie den Sockeln entlang nimmt. Da Wandarme im allgemeinen sowohl für die Belichtung als auch künstlerisch wenig günstig sind, kann man aufsteigende Leitungen weitgehend vermeiden. Man braucht einzig die aufsteigende Leitung bis über das Dachgebälk oder über die Gewölbe. Die beste elektrische Beleuchtung ist dann diejenige mit einfachsten, undekorierten Pendeln. Je tiefer die Lampen hängen, um so weniger stören sie das Bild des Raumes; Abstand und Lichtkegelwirkung müssen natürlich richtig ausgeglichen werden. Hoch aufgehängte Lampen sind wirtschaftlich und künstlerisch ungünstig. Sie brauchen mehr Lichtstärke, blenden infolgedessen leichter, stören den Maßstab und beeinträchtigen die feierliche Wirkung eines oben im Dunkel ruhenden Raumes. Bei niedrig hängenden Lampen ist genügend Licht da, wo es gebraucht wird, wo die Menschen verkehren. Das ist allerdings dann keine sogenannte Festbeleuchtung. Es gibt nicht viele Kirchen, die eine große Festbeleuchtung ertragen, nur barocke Anlagen mit ihren mächtigen Gesimsen bieten oft die willkommenste Gelegenheit zu einer festlichen indirekten Beleuchtung. In gotischen oder gar romanischen Innenräumen sollte man als Festbeleuchtung höchstens einen Pendel-Kronleuchter aufhängen. Ein Gegenbeispiel ist im Basler Münster an zentraler Stelle zu sehen. Röhren-

beleuchtung oder röhrenförmige Lampen wirken in alten Kirchenräumen selten befriedigend. Prinzip: kein Lichtaufwand! Die mittelalterliche Kirche ist kein Theater und kein Festsaal. Das künstliche Licht ist ein Notbehelf. Alle Lampen sind so anzuordnen, daß sie von einem Standort, der für die Raumwirkung von besonderer Bedeutung ist, das Raumbild nicht verwirren und beeinträchtigen.

Noch *ein* praktischer Wink möchte angefügt sein, eigentlich mehr ein Wunsch als ein Wink. Vielleicht haben viele es schon empfunden, wie stark durch die steife *Bestuhlung* in den mittelalterlichen Kirchen die Raumwirkung beeinträchtigt wird, und sie haben die so herrliche Wirkung leerer Räume etwa im Straßburger Münster oder bei italienischen Kirchen gesehen. Es gilt dies nur für mittelalterliche Räume, nicht aber für die barocken, die schon in ihrer architektonischen Gestaltung auf die Bestuhlung Rücksicht nehmen, indem sie hohe, oft übermannshohe Sockel haben, die also die Bänke weit überragen. In den mittelalterlichen Kirchen aber überschneiden die Bänke die niedrigen Sockel und zerstören damit die Schönheit der Struktur des Aufbaus. Also folgt: Man sollte in diesen Kirchen in den Mittelschiffen keine feste Bestuhlung mehr haben. In der Stadtkirche in Aarau ist das Postulat leider nicht so weit, als es erwünscht war, aber doch wenigstens zum Teil durchgeführt worden, und es hat sich auch aus praktischen Gründen bewährt. Eine bewegliche Bestuhlung kann jederzeit den Bedürfnissen der Veranstaltung angepaßt werden; sie ist besonders auch bei Konzertaufführungen günstig, da diese meist auf den großen Westemporen stattfinden, und sie gewährt mehr Durchblicke als die zu hohen festen Bänke. Es ist dann unter Umständen möglich, daß man in Seitenschiffen bei evangelischen Kirchen die Bestuhlung fest einrichtet, gewissermaßen amphitheatralisch – ja sogar mit leicht ansteigenden Bankreihen. Für den katholischen Kult bleiben auch die Seitenschiffe am besten frei von Bänken; denn bewegliche Stühle sind für die Abhaltung von Gottesdiensten an den Seitenaltären bequemer. Wir sollten allmählich von den Bänken, wo sie zu Unrecht den Raum versperren und seine Würde schädigen, abkommen und die kleinlichen Bedenken gegen bewegliche Bestuhlung nicht mehr gelten lassen!

Je würdiger ein Raum ist, um so wertvoller ist er als Rahmen für den geistigen Inhalt, den wir darin im Gottesdienst erstreben. Viel mehr Sinn für Würde entwickeln, für wahre Würde, das ist auch ein Impuls, den Denkmalpflege geben kann, indem sie die Schönheit der alten Denkmäler wieder vor Augen stellt. Sie will ja ein neues Verstehen dafür wecken. Das verhärtete Denken unserer Zeit muß wieder durch ein reineres Empfinden für geistige Wirklichkeiten, die in jedem Kunstwerk sich offenbaren, durchlichtet werden.